

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 44

Artikel: Zu Heinrich von Kleists Gedächtnis
Autor: Volkart, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Arbeit. Und niemand hatte ihn doch hier nötig! Man lachte ihn noch aus, daß ein so alter Trämpeler nicht ruhig auf dem Bänkli sitzen wollte vom Morgen bis am Abend.

Nein, es war Sünd' und Schad, daß er das vergessen konnte; doch es war nicht zu spät. Er konnte es nachholen; aber es war die höchste Zeit, denn dort zu Haus wird man wohl in Verlegenheit auf ihn warten, sich sagen, warum gibt er auch kein Zeichen? Wenn er nur käme, daß man ihn fragen könnte, wie macht man das, wie macht man dieses? —

Als der Großvater sah, daß niemand mehr auf ihn achtete, verließ er eilig, wie einer, der den Zug nicht verfehlen möchte, den Festplatz. Und eilig begab er sich heim, ins Doktorhaus. Da war jetzt alles verschlossen, die grünen Fensterladen zu. Keine Seele da, nur der alte Hund kam ihm entgegen. Er konnte jetzt nicht einmal hinein, sein Geld hatte er bis auf einen kleinen Rest weggegeben. Ob wohl der Rest für die Reise noch hinreichte? Aber nur fort von hier, heim, wo es zu arbeiten gab, wo man noch arbeiten durfte, so viel man beehrte. Und jetzt, nicht erst morgen; jetzt in dieser Stunde! Und nichts sagen? Nein, sonst überreden sie dich, es sei unvernünftig.

Ein Stücklein abgebröckelter Mauer diente seinen zitternden Händen als Schreibstift. Auf der grünen Bank, die neben der Tür steht, schrieb er das, was ihm seit Stunden im Sinne lag: „Heim!“

Auf dem Bahnhofe, wo er nach dem Zuge fragte, deutete man mit der Hand nach Westen, wo noch der Rauch der forteilenden Lokomotive über den ferneren Wiesen in der Sommerstille trüg hinstrich. Es fahre jetzt kein Zug. Still und öd war es hier. Der Sonnenschein brannte heiß auf den glitzernden Schienen, die weit im Westen zusammenliefen, da wo der blaue Berg mit dem Schloßlein sich erhob, das man auch von zu Hause sehen konnte von dem Hügel aus, wo jetzt der Roggenacker in Reife stand.

Müde kehrte der alte Mann ab; aber warten, das schien ihm unmöglich. Morgen mußte er daheim sein! Beim Roggenschneiden mußte er helfen. Auf der Straße blieb er noch einen Augenblick stehen; dann wandte er sich mit einem Ruck

auf den Weg nach Westen, setzte kräftig ein, wie ein Wanderer, der noch vor Nacht zu Haus sein will.

Als der Großvater nicht daheim war, gab es ein Suchen, alles dachte an ein Unglück. Das Fest nahm ein trübes Ende. Alles wollte dem Doktor dienen, half suchen im Dorfe, fragte und lief die Nacht durch. Am Morgen las man das Wort auf der Bank: „Heim“. Wie eine schwere Last fiel es dem Doktor vom Herzen.

Mit trüben Ahnungen reiste der Sohn heim in sein grünes Heimattälchen. Dort fand er den Vater an der Arbeit. Lächelnd hatte mans dem alten Meister gewährt, als er am Vormittag auf seinem Gut ankam. Lächelnd gab er dem Doktor die Hand, verlegen sprach er, entschuldigte sich für die große Angst, die er ihnen bereitet. Schön habe er's gehabt bei ihm, viel zu schön. Seine Hände und Arme seien wie eine Maschine, die rosten ein, wenn sie sich nicht rühren können. Bei ihm wären sie gerostet. Und darum sei er wieder heimgegangen und da wolle er bleiben; da wehre ihm die Arbeit keiner!

„Und wenn du mich behalten willst,“ wandte er sich, wehmütig lächelnd, zu Wit, seinem einstigen Knecht, „es soll dich nicht gereuen, einen Knecht brauchst du weniger.“

Er bemerkte es nicht, wie der Doktor einen verständnisvollen Blick wechselte mit dem Bauer, den er von jung auf kannte, als einen, bei dem sein Vater nicht schlecht gehalten werde: „Laß ihm den Willen,“ sagte er ihm beim Scheiden, „dein Schaden soll's nicht sein; er ist ein alter Mann!“

Und als er den Weg hinüberschritt, dem Walde zu und sich noch einmal der Halde zuwandte, wo im Sonnenschein der alte Mann die Sense führte, wie ein Kämpfer im Felde, da war es ihm, er müßte den Hut vom Kopfe nehmen und beten für den ruhelosen Greis.

Aber froher reiste der Sohn seinem Dorfe zu.

Als die Ernte eingeführt war, fand der alte Reinert doch seine Ruhe. Im stillen Kirchhofe mitten zwischen abgemähten Wiesen und gelben Stoppelfeldern ist sein Grab. Auf dem Denksteine liest man die Worte: „Hier ruht Nikolaus Josef Reinert“, und darunter steht geschrieben: „Ruh im Frieden!“

Zu Heinrich von Kleists Gedächtnis.

Don O. Volkart.

Am 21. November 1811 erschloß sich zwischen dem kleinen Wannsee und der Potsdamerstraße bei Berlin im märkischen Sand zusammen mit einer unglücklichen Freundin der große preussische Dichter, dem „auf Erden nicht zu helfen war“. Er selbst hat in einem Aufsatz in den „Berliner Abendblättern“ 1810 „über das Marionettentheater“ drei Stufen der Persönlichkeitsentwicklung unterschieden: die Marionetten, d. h. die noch unbewußten und darum in Harmonie ruhenden Personen, den Menschen, der, zur Bewußtheit gelangt, die Sicherheit und Harmonie verloren hat, und den zur Harmonie der Unschuld wieder emporgestiegenen menschlich Vollendeten, welchen Kleist Gott heißt. Kleists Leben und Dichten war das mit fürchterlichen Mächten der eigenen Brust und des allgemeinen Schicksals ringende Suchen nach der letzten und obersten Stufe. Er gehört zu den Unvergänglichlichen; aufrichtig, edelmütig, nur für das Höchste begeistert, diente er dem Erhabenen mit erhabenem Wollen und Können, doch nur

wehmütig verfolgt man als fühlender und denkender Verehrer des teuren Mannes, die übermenschliche Unruhe dieses Geistes, wie er sich verzehrt nach dem Ideal, immer wieder zurückfällt und immer wieder aufstrebt, diese geniale und tiefunglückliche Begabung, die in selbigem Emporlodern zum Klassischen hinaufreichte, jedoch den Widerspruch zwischen hohen Schöpferstunden und der Verzweiflung allzuoft durchkosten mußte. Aus dem Soldatenstand, in den er durch seine Familie hineingeboren war, flüchtet Kleist in die Freiheit der Studien und des philosophischen Forschens, um von Kants Lehre fast zerschmettert zu werden, daß wir nicht die Dinge selbst, nur unsere Anschauungen von ihnen kennen; seinen eigensten innersten Beruf findet er nur langsam und ohne irgendwelche Förderung durch seine Umgebung; wie er endlich durch viele Peinstationen des bürgerlichen Lebens (für ihn unerträgliche Beamtenstellen u. s. w.) und durch die heftigsten innern Krisen sich zur Dichtung, und sogleich zu großen Leistungen darin,

emporgeschwungen hat, geht der führende Dichter der Nation, Goethe selbst, ohne genügende Achtung und genügendes Verständnis an ihm vorbei; das Vaterland beachtet ihn noch dann nicht und läßt ihn darben und hungern, wie er ihm die schönsten Früchte seiner Muse und seiner glühenden patriotischen Begeisterung weicht, und, was noch tiefer ihn trifft, er erlebt die immer fortschreitende Knebelung Preußens durch Napoleon, alle heiligen deutschen Güter sieht er unterdrückt und das Verderben in vollen Wogen aufgetürmt: da wagt er nicht mehr aufs Glück zu warten, da „schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden und legt die Leier tränend aus den Händen.“ Und erst über sein Grab klang das Jubel Lied der deutschen Freiheit, schien die herrlichste Sonne des Sieges über den freveln Cäsarenwahnwitz Napoleons.

In diesem Leben, das in jedem Sinn voll Stürmen war, nehmen die Reisen einen sehr großen Raum ein. Fast immer ist Kleist unterwegs. Die bekannte Tatsache, daß er auch die Schweiz besuchte, ist die besondere Ursache, daß zum hundertjährigen Todestag in diesem heimatlichen Blatt seiner ebenfalls gedacht wird. 1799 hatte Kleist 22jährig seine Entlassung als Offizier der preussischen Armee genommen, er warf sich in Frankfurt a. D. in die Studien und fand hier zugleich in der Generalstochter Wilhelmine von Zeuge, einem sehr zarten, feinen, anmutigen, aber geistig nicht zu ihm hinaufreichenden Mädchen, seine Verlobte. Doch ist er physisch und seelisch nicht gesund und sucht Besserung seines Zustandes auf Reisen, die Braut auf die Zukunft verträubt. 1801 flieht er nach Paris mit seiner treubeforgten und unendlich gütigen Schwester Ulrike. Paris befriedigt ihn nicht, er sehnt sich weg, nach der großen, stillen, feierlichen Natur, nach ländlicher Muße und einem grünen Häuschen, um mit Frieden ein einfach Familienglück zu leben. So faßt er den Plan, in die Schweiz zu gehen und sich hier irgendwo auf dem Lande ansäßig zu machen. Da weder die Schwester noch

die Braut seinen Plan billigen und ihm folgen wollen, wendet er sich im November 1801 allein der Schweiz zu, am 16. Dezember kommt er in Basel an. Von hier zieht er bald nach Bern und sucht irgendwo ein billiges Bauerngut zu erstehen. Seine finanziellen Mittel sind sehr beschränkt. In der Schweiz erst, so spät bei solch großem Talent, wird er sich seiner Dichtergaben deutlich und entscheidend bewußt. Hier sucht er auch zuerst Verkehr mit schriftstellernden Kameraden; er befreundet sich mit Heinrich Hscholke, der freilich künstlerisch zu nüchtern und philisterrhaft, obwohl ein vortrefflicher Charakter war; ferner mit dem ebenfalls braven, aber auch nur mittelbegabten Heinrich Geßner, dem Sohne des Zürcher Idyllikers Salomon. Mehr fand Kleist in Wielands Sohn Ludwig, der damals in Bern war und den kleinen Kreis vervollständigte, in welchen Kleist eintrat; Ludwig Wieland hatte ein nicht tiefes, aber munteres künstlerisches Temperament und war ein fröhlicher Anhänger der Romantiker, besonders der Brüder Schlegel. Mit diesen Gesellen finden wir Kleist in Bern, in Thun, gelegentlich im Aargau. Sie besuchen ihn, nachdem er seit April 1802 ein Häuschen auf der Delosaininsel im Thunersee (gewöhnlich bei Kleist Aarinsel genannt) gemietet hat, in seiner idyllischen Zurückgezogenheit. Das erste Werk Kleists „Die Familie Schroffenstein“

war hier in der Schweiz abgeschlossen worden, die Unreise desselben fühlte aber Kleist so stark, daß er sofort von einer „elenden Scharstele“ sprach, und doch genießen wir noch heute



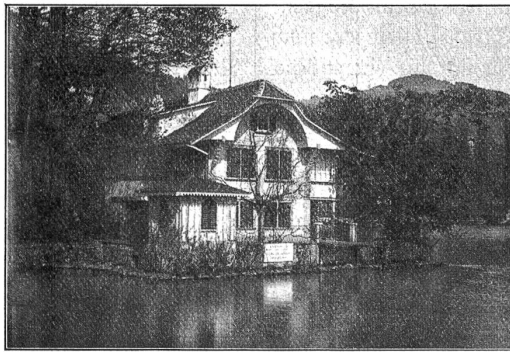
Heinrich von Kleist.
(Jugendbildnis.)

Nach einem Oelgemälde von 1800.

herrliche Stimmungen aus dem allerdings ungeriffen Ganzen. Vorübergehend trug sich Kleist in unserer Heimat mit dem Plan, zu einem historischen Drama „Leopold von Oesterreich“, jedoch alle seine Kraft konzentrierte sich auf die Tragödie „Robert Guiskard“, sobald dieser Stoff ihm nahegetreten war. Der „Guiskard“ sollte seinem Ehrgeiz genug tun, mit ihm wollte er sich neben, ja sogar über Goethe und Schiller erheben. Eben erst zum vollen Bewußtsein seiner göttlichen Berufung erwacht, will Kleist auch schon das Höchste. Er ist in seiner Schweizerepisode trotz seinem Hypochonder, der ihn nie und nirgends ganz verlassen kann, im allgemeinen in gehobener Stimmung, wie es besonders ein Brief an Ulrike charakteristisch bezeugt. „Auf der Aarinsel bei Thun, den 1. Mai 1802“ schreibt er:

„... Jetzt las' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von den Alpen, 1/4 Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Neze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne steh'n wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch (ohne ein großes Werk will er nie mehr heimkommen); dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schwyztracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über . . . Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde

ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte . . . Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, und eine große Tat . . .“ Aber sein schweres Ringen am „Guiskard“ endet mit einer heftigen Erkrankung, er liegt im Juli und August in Bern darnieder, Ulrike eilt herbei; zum Glück darf sie sich bald seiner Genesung freuen. Mit ihr besucht er zum letzten Mal im Herbst die liebe Aarinsel. Bei dieser Gelegenheit ist das von Krüger gemalte Miniaturbild Heinrich



Die Wohnstätte Kleists auf der Aarinsel bei Thun.

von Kleists dem Hauswirt als Andenken gegeben worden und ward hier aufbewahrt, bis 1831 die Schwester der Braut Kleists, Luise von Zeuge, es nach Deutschland brachte. Dieses einzige Porträt des Dichters, das existiert, und das die „Berner Woche“ dem Aufsatz in verdankenswerter Weise beigibt, war vor der Reise nach Paris 1800, Wilhelmine von Zeuge, durch den Bräutigam zum Geschenk gemacht worden; sie schickte es ihm zurück, als er von der Schweiz aus im Mai 1802 die Verlobung, die innerlich schon länger zurückgegangen war, sanft aber entschieden löste, da er ihrer herzlichen Bitte, heimzukehren, und den Besorgnissen, sie würde das Leben in der Schweiz nicht ertragen, erwiderte: . . . „Ich

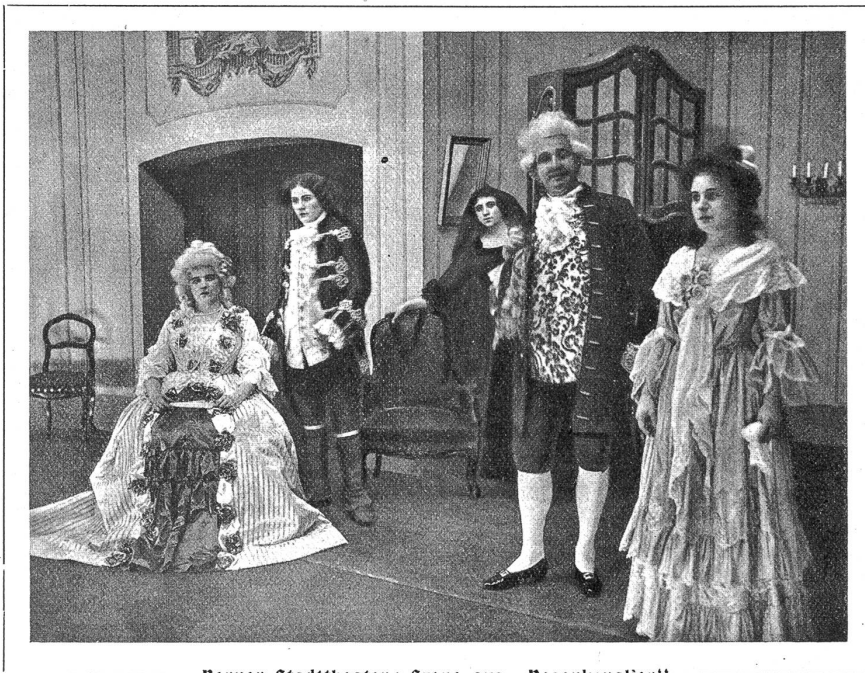
bin wahrscheinlich in einem Jahrgang ganz arm. — Und in dieser Lage, da ich noch . . . ganz andre Sorgen habe, die du gar nicht kennst, kommt dein Brief, und weckt die Erinnerung an dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war. — Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern

Wunsch, als bald zu sterben. S. R." (Brief vom 20. Mai 1802.) Das besagte Porträt ist leider von einem unbegabten Künstler; der alte Knabekopf mit halb freundlichem, halb spöttischem Ausdruck vermag unser Verlangen nach dem Antlitz des genialen Kämpfers Kleist nicht zu stillen.

Die doch im Ganzen verhältnismäßig glückliche Schweizerzeit des Dichters, nahm leider im Herbst 1802 ein rasches Ende. Die neue Regierung Berns gab Ludwig Wieland schleunigen Ausweisungsbefehl mit gebundener Marschroute, Kleist begleitete den Freund und suchte in Weimar dessen Vater auf. Den Plan, sich in der Schweiz dauernd niederzulassen, hatte er ohnedies schon aufgegeben gehabt. Unser Land war ja damals innen von Parteihader zerrissen, außen von Napoleon bedroht. Hatte Kleist 1801 in Paris angesichts der „höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft“ den Ekel vor der Kultur so tief erlebt, daß er das freie, friedliche Bauernland suchte, so hatte er enttäuscht auch hier streitende und geplagte Menschen gefunden, aus deren Wirren er sich in die Einsamkeit seines Inselchens zurückgezogen hatte. Müde kehrte er nach Deutschland, aber hauptsächlich deswegen, weil sein „Guiskard“ sich nicht vollendet hatte. Zwar wurde ihm in Weimar der stolzeste Augenblick seines Lebens zuteil, als Wieland nach der scheuen Enthüllung der Hauptszenen des Fragments durch eine Rezitation von Kleist begeistert ausrief: „Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespears sich zu einer Tragödie verbänden, so würde ein diesen Bruchstücken gemäßer „Guiskard“ ans Licht treten und die große, auch durch Schiller und Goethe noch offen gelassene Lücke der deutschen Literatur ausfüllen. (Nach Erich Schmidts Ausgabe der Werke H. v. Kleists, 1. Band, Einleitung, Seite 19.) Allen Glanz und alles Leid seiner Seele setzte Kleist daran, im „Guiskard“ das Erhabenste und Einfachste zu vollbringen, doch es gelang ihm nicht, den gewaltigen Anfang zu Ende

zu führen. Rastlos wurde er, bis zur Erschöpfung, mit diesem Fragmente ungetrieben, im Herbst 1803 kam er mit seinem

Freunde Ernst von Pfuel nochmals in die Schweiz, von Genf ist einer der Briefe geschrieben, der uns zu tiefst in diese große Seele und in ihr unermessnes Leid schauen läßt. „Der Himmel weiß, meine teuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „Mein Gedicht ist fertig . . .“ Ich habe nun ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten mitgerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere



Berner Stadttheater: Szene aus „Rosenkavalier“.

Hanne Eiskan Elfriede Scherer Marga Dannenberg Max Joslewitz Virginia Schell

Familie (man erinnere sich, daß sie Krieger und Dichter in sich hielt) herabzurufen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei . . . Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen . . . Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im Voraus, vor seinem Geiste . . . Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? . . . Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keins. Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt . . . Lebwohl, grüße alles — ich kann nicht mehr.“ (Genf, den 5. Oktober 1803.) Er irrt in Frankreich herum, in Paris verbrennt er seinen „Guiskard“ (das uns bekannte wunderbare Fragment mit der Erneuerung des antiken Chors in moderner dramatischer Form, mit dem Wogen des Lagers, mit der majestätischen Größe des bestergreifenen Helden, in unerhörter Pracht der Sprache, Kraft und Klage ausströmend, ist von Kleist erst später aus dem Gedächtnis noch einmal nachgedichtet worden); er will als Freiwilliger in die französische Expeditionsarmee eintreten und frohlockt bei der Aussicht auf das „unendlich prächtige Grab“. Endlich ist dann 1804 diese erschütterndste Kriege vorbei, Kleist findet sich sowohl in eine amtliche Tätigkeit, als zu vorschreitendem dichterischem Reichtum, sein Genie



Berner Stadttheater: Szene aus „Rosenkavalier“.

Hanne Eiskan Elfriede Scherer

treibt seit 1805 neben schönen (obzwar wenigen) lyrischen Gedichten die herrlichen Blüten des Amphitryon, des zerbrochenen Krugs, der Penthesilea, der eigenartigen und bedeutungsvollen Erzählungen, des Rätchens von Heilbronn und endlich der patriotischen Dramen. Im allgemeinen Unglück des Vaterlandes wuchs Kleist, wie sein Volk; wallte in der „Hermannsschlacht“ mit dem Haß auch der künstlerische Sinn noch zuweilen ins wild Ungemäßigte und über die Grenzen

edler hoher Leidenschaftlichkeit hinaus, so schenkte er Deutschland mit seinem letzten Werk, dem „Prinz von Hamburg“, die idealste Verherrlichung deutscher Soldatentüchtigkeit und tiefster unbergleichlicher Heimatliebe. Daß das Vaterland diesem Ruf nicht schnell genug antworten konnte, und daß der große Streiter vor der Zeit verzweifelte, das ist Tragik des Lebens, deren Medusenzüge uns dunkel anschauen und erschüttern.

□ □ Spätherbst. □ □

Sonett von Jakob Bürki.

Nun rieselt's sachte rings von allen Zweigen
In buntem Tanz. — Vorbei des Lenzes Blüten,
Verblaßt der Sommerrosen wonnig Glühen,
Und ahnungsbang bricht an das große Schweigen.

Vorbei — vorbei! — Aus lichten Lenzestagen
Darf ich in Frost und wilden Winterstürmen
Im Herzen tief ein süß Erinnern tragen.

Aus düstern Gründen graue Nebel steigen,
In Lüften rasche Wandervögel ziehen,
Die sehnend nach des Südens Kluren fliehen
Vor rauhen Winters Wirbelflockenreigen.

Und ob sich dunkle Wolken drohend türmen,
Ein Hoffen tönt, gleich fernen Morgenglocken,
Von Lerchenjubel, duft'gen Blütenflocken.

Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!

Von Dr. O. Th.

(Nachdruck verboten.)

Wirklich reizend sieht das geschickte Spielen der kleinen Mädchen aus, wenn sie das Knäuel oder den Ball geschickt haschen, dann wieder wegwollen lassen, sich leise heranschleichen und in sicherem Sprunge fangen. Aber „der Raizen Spiel ist der Mäuse Tod“. Instinktiv suchen die Jungen im Spiel die Gelenkigkeit, Gewandtheit und Sicherheit zu erlangen, welche sie später zum Erhaschen der Beute, zur Ernährung, zum Lebensunterhalt brauchen. Das erfordert immer wiederholte Übung während der ganzen Jugendzeit, denn nur „Übung macht den Meister.“

Anders wieder spielen junge Hunde. Da ist ehrliche Kampfesnatur, ein offenes Drauflosgehen im Raufen und Balgen. Sie scheinen in albern-läppischer Weise zwecklos nach einander zu schnappen, aber man erkennt bald, daß sie nur nach den ungeschützten Weichteilen der Spielgefährten beißen, nach Hals und Unterleib, oder ihn am Hinterfuß zu packen und hinzuwerfen suchen, oder ihm auf den Nacken springen; dann kommt wieder ein Umherjagen in rasendem Lauf, ein Verfolgen und Fangen. Langer Übungen bedarf es, bis der Hund in allen diesen Fähigkeiten die nötige Fertigkeit besitzt, welche er im späteren Lebenskampfe braucht.

Die jungen Füchlein wieder spielen vor ihrem Bau reizend Verstecken, Schleichen und Haschen. Hinter Bäumen, Aestchen, Laub und Erdhügel schleicht sich Klein-Keineke an sein Brüderchen heran und packt es in sicherem Sprunge im Nacken. Auch hier wieder im kind'schen Spiel die Vorübung auf den grausamen Ernst der Zukunft, das Einüben der Listen, die zum Lebensunterhalt durchaus nötig sind.

Mit dem Menschenkindlein ist's ebenso. Der Frau natürliche Bestimmung und Beruf ist die Mutterschaft und die Kinderpflege, „sie schaltet weise im häuslichen Kreise.“ Im Spielen der kleinen Mädchen offenbart sich dies. Mit rührend mütterlicher Fürsorge mühen sie sich um ihre Kindlein, die Puppen. Diese werden gewaschen und gekleidet, sorglich gebettet und gepflegt. Was das Mädchen von der Mutter abgelauscht und abgesehen in der häuslichen Beschäftigung, macht es in spielender Arbeit nach: Es wäscht und kocht für die Puppen, klopft ihre Bettchen und reinigt ihre Kleidchen.

Seinen Körper bildet das Mädchen instinktiv zur Mutterschaft vor. Durch Hüpfen, Tanzen, Seilspringen kräftigt es Hüften und Becken, verleiht ihnen die naturnotwendige Gestaltung und ihren Gelenkbändern Fähigkeit und Geschmeidigkeit.

Anders der Knabe. „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben.“ Die Natur bereitet ihn durch Übung im Spiel darauf vor. In ungestümem Tatendrang bekämpfen die Knaben einander als Soldaten und Feinde, oder streiten um die Siegespalme als „Räuber und Gendarm.“ Dabei werden alle Muskeln geübt und gekräftigt: durch Laufen und Springen die Beinmuskeln, durch Werfen und Schlagen die Armmuskeln, durch Ringen und Balgen die gesamte Körpermuskulatur, sowie Lungen und Herz. Wie das Mädchen auf der Mutter Arbeiten durch Nachahmung sich vorbereitet, so der Knabe auf die des Vaters. Bald spielt er Kutscher und Pferd, bald Lehrer und Schüler, bald Kaufmann in seinem Laden, bald Baumeister mit seinen Bausteinen. So übt und stählt er in Spiele seine Fähigkeiten für die Lebensarbeit als Mann. Und beide, Knabe und Mädchen, sind stets ganz bei der Sache; sie treiben ihr Spiel mit Ernst und Hingebung, wie nur ein Mann seine wichtigsten Berufsgeschäfte besorgt.

Spiele sind eine Lebensnotwendigkeit für das Kind. Daher müssen die Eltern ihre Kinder von klein auf viel spielen lassen und später sie nicht davon abhalten mit den Worten: „Dazu bist du schon zu groß.“ Auch muß man ihnen nie vorschreiben, was oder womit sie spielen sollen, denn nur Selbstgewähltes erfreut wirklich und bringt wahrhaften Nutzen. Aber beobachten möge man sie öfter ganz unmerklich. Ein altdeutsches Sprichwort sagt: „Am Spiel erkennet man, was in einem steckt.“ Manche Kinder bevorzugen häusliche Spiele im Zimmer, bei welchen geistige Ueberlegung oder der Hände Geschicklichkeit zur Anwendung kommen; manche wieder wollen fortwährend körperlich tätig sein, sich ausarbeiten und herumwirtschaften. Für die Wahl des Berufes ist diese verschiedene Liebhaberei von großer Bedeutung. Daher mögen die Eltern ihr Augenmerk darauf richten und stets bedenken:

Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!